



GOTTFRIED KELLER-GESELLSCHAFT

Vierundfünfzigster
Jahresbericht 1985

VERLAG DER GOTTFRIED KELLER-GESELLSCHAFT

ZÜRICH 1986

26' 87/11

DIE MITGLIEDSCHAFT DER GOTTFRIED KELLER-GESELLSCHAFT

wird erworben durch schriftliche Anmeldung beim Sekretär (Adresse siehe im Anschluss an den Jahresbericht) und gleichzeitige Einzahlung des Jahresbeitrages auf Postcheckkonto 80-6471. Die Mitgliedschaft berechtigt zur Teilnahme am Herbstbott.

HANS JÜRIG LÜTHI

DER TAUGENICHTS
EINE POETISCHE FIGUR BEI
GOTTFRIED KELLER

Der Taugenichts

Die ersten Veilchen waren schon
Erwacht im stillen Tal;
Ein Bettelack stellt' seinen Thron
Ins Feld zum ersten Mal.
Der Alte auf dem Rücken lag,
Das Weib, das wusch am See;
Bestaubt und unrein schmolz im Hag
Das letzte Häuflein Schnee.

Der Vollmond warf den Silberschein
Dem Bettler in die Hand,
Bestreut' der Frau mit Edelstein
Die Lumpen, die sie wand;
Ein linder West blies in die Glut
Von einem Dorngeflecht,
Drauf kocht in Bettelmannes Hut
Ein sündengrauer Hecht.

Da kam der kleine Betteljung,
Von Hunger schwach und matt,
Doch glühend in Begeisterung
Vom Streifen durch die Stadt,
Hielt eine Hyazinthe dar
In dunkelblauer Luft;
Dicht drängte sich der Kelchlein Schar,
Und selig war der Duft.

Der Vater rief: Wohl hast du mir
Viel Pfennige gebracht?
Der Knabe rief: O sehet hier
Der Blume Zauberpracht!
Ich schlich zum goldnen Gittertor,
Sooft ich ging, zurück,
Bedacht nur, aus dem Wunderflor
Zu stehlen mir dies Glück!

O sehet nur, ich werde toll,
Die Glöcklein alle an!
Ihr Duft, so fremd und wundervoll,
Hat mir es angetan!
O schlaget nicht mich armen Wicht,
Lasst euren Stecken ruhn!
Ich will ja nichts, mich hungert nicht,
Ich wills nicht wieder tun!

O wehe mir geschlagnem Tropf!
Brach nun der Alte aus,
Mein Kind kommt mit verrücktem Kopf
Anstatt mit Brot nach Haus!
Du Taugenichts, du Tagedieb
Und deiner Eltern Schmach!
Und rüstig langt er Hieb auf Hieb
Dem armen Jungen nach.

Im Zorn frass er den Hecht, noch eh
Der gar gesotten war,
Schmiss weit die Gräte in den See
Und stülpt' den Filz aufs Haar.
Die Mutter schmält' mit sanftem Wort
Den missgeratnen Sohn,
Der warf die Blume zitternd fort
Und hinkte still davon.

Es perlte seiner Tränen Fluss,
Er legte sich ins Gras
Und zog aus seinem wunden Fuss
Ein Stücklein scharfes Glas.
Der Gott der Taugenichtse rief
Der guten Nachtigall,
Dass sie dem Kind ein Liedchen pfiß
Zum Schlaf mit süßem Schall.

(Ke. II/103 ff)

«Der Taugenichts» steht im 2. Bande der Gesammelten Gedichte unter den «Vermischten Gedichten», in der Abteilung jener Gedichte, die weder in einen Zyklus noch unter ein besonderes Sammelthema passten, die aber der sichtende

und auswählende Dichter nicht fallen lassen wollte. Zuerst erschien «Der Taugenichts» in der Sammlung «Neuere Gedichte» von 1851. Damals stand er in dem den Band eröffnenden Zyklus «Jahreszeiten», als Frühlingsgedicht. Die erwachende Frühlingnatur bildet den Rahmen des Geschehens, das den Gegenstand des Gedichtes ausmacht, eines Auftrittes zwischen Vater und Sohn, in welchem die Mutter nur eine sanfte Nebenrolle spielt. Es ist Abend, die Eltern sind mit den nützlichen und für das Leben notwendigen Alltagsarbeiten beschäftigt. Da erscheint der Sohn des Bettlerpaares, ein halbwüchsiger Bub, der in die Stadt ausgeschickt worden ist, um Geld zu betteln und statt dessen eine Blume nach Hause bringt, etwas völlig Nutz- und Wertloses, das für das Leben in keiner Weise notwendig ist. Daher erfolgt nun auch der Ausbruch des Vaters: Der Bub bringt kein Geld und kein Brot, er ist daher ein Taugenichts, das heisst ein missratener Bursche, ein Tagedieb und Faulenzer. Der Vater erweist sich in seiner Tirade als Vertreter der Erwerbswelt, der Welt der nützlichen und vernünftigen Zwecke. Er ist ein Bettler; in der Welt von Seldwyla gehört die Fischerei zu den Tätigkeiten der Falliten und Deklassierten, die, um wenigstens etwas Beisbares zu erwerben, in meist unmöglichem Aufzug mit Rute und Eimer hinauswandern und dann am ziehenden Strome stehen, «regungslos gleich einer Galerie von Heiligen- oder Prophetenbildern» (VII/116). Zweifellos ist auch der Vater des Taugenichts ein Fallit und Ausgestossener, aber noch jetzt repräsentiert er im Zusammenhang des Gedichtgeschehens, wenn auch in pervertierter Form, den Bürger, der nützlichen Zwecken lebt und den anderen, der aus seiner Sicht unnützes Zeug treibt, einen Verrückten schimpft. Tatsächlich lebt der Sohn in einer anderen Welt. Das Zusammenprallen dieser völlig verschiedenen, unvereinbaren Welten erfolgt in der vierten Strophe:

Der Vater rief: Wohl hast du mir
 Viel Pfennige gebracht?
 Der Knabe rief: O sehe hier
 Der Blume Zauberpracht! (II/104)

Die Welt des Vaters ist die des Geldes, des vernünftigen Rechnens, der rationalen Lebenssicherung. Der Knabe aber lebt in der Welt des ganz anderen: des Zaubers, der fremden Pracht, des Wunders (die Vokabel erscheint gleich zweimal), das ein so namenloses Glück verheisst, dass er in glühende Begeisterung gerät und ausser sich ist.

Was hier geschieht, ist vergleichbar mit der Ausgangssituation jener Novelle von Josef von Eichendorff, welche die Gestalt des Taugenichts zu einer unverwechselbaren und unsterblichen poetischen Figur hat werden lassen. Der Eichendorffsche Taugenichts genießt die besondere Gunst Gottes, der ihn in

die schöne Welt hinausschickt. Die arbeitenden, sesshaften Menschen, die nur von Not um Brot und Kinderwiegen wissen, sind die Trägen, die zu Hause liegen bleiben, die Philister. Der Taugenichts aber ist der romantisch-poetische Mensch, der immer wieder aufbricht in die Ferne, dessen Leben eine unendliche Reise nach einem jenseitigen Ziele ist.

Auch in Kellers Gedicht bricht ein junger Mensch aus der gewohnten Umgebung auf in die Wunder einer anderen Welt, die ihm in der fremdartigen Hyazinth zauberisch aufleuchtet; andererseits erscheint im alten Bettler der Träge, der zu Hause liegt (buchstäblich!) und nur von Not um Brot und Pfennige weiss: der Philister.

Was der Betteljunge im Frühling entdeckt, diese Welt von Duft und Farbe, ist das Reich des Schönen, das ihm gleich bei der ersten Begegnung wichtiger ist als alles andere. In der ersten Fassung des Gedichts heisst es noch:

Seht nur, wie vornehm und wie fein,
Wie zierlich sie gebaut!
Ich habe starr nach ihrem Schein
den ganzen Tag geschaut. (XV, 1/11)

Der Schein, nach dem er starrt, ist gewiss der Glanz der Farbe, aber zugleich ist es der schöne Schein, in dem sich die Welt der Kunst, des Ästhetischen vor dem staunenden Knaben öffnet, der in diesem Augenblick zu einem neuen, ganz anderen Dasein erwacht. So schleicht er immer wieder zum goldenen Gittertor zurück, das den zauberischen Blumengarten verschliesst, das Paradies des Schönen. Er kann nicht widerstehen und tut das Unerlaubte, er stiehlt eine Blume. Er muss so handeln, denn er ist nicht mehr das Glückskind, der Günstling Gottes, der seine Sache aufs beste bestellt.

In Eichendorffs Novelle ist die philiströse Gegenwelt nicht böse, sie ist, wenigstens aus der Sicht der poetischen, eigentlich eher bedauernswert. Bei Keller aber ist die Philisterwelt böse, brutal und rachsüchtig; der Taugenichts wird als Tagedieb und Versager verurteilt und brutal geschlagen; er erscheint dem Philister geradezu als Geistesgestörter, als Verrückter. Der Vater zerstört das Glück des armen Taugenichts, der die Blume fortwirft; er zerstört auch seine Begeisterung und lässt den vorher Glühenden verwundet und weinend zurück. Aber nachher, im Unglück, ist doch noch ein Gott der Taugenichtse da, der ihn tröstet; es ist der Trost der Natur.

Im Bande «Neuere Gedichte», unmittelbar vor dem «Taugenichts», befindet sich das Gedicht «Der junge Bettler», das nicht in die «Gesammelten Gedichte» aufgenommen worden ist.

Ich wandle taumelnd, wie im Traum,
Der Frühling tanzt auf Berg und Haide,
Und zierlich schürzt die Birk' den Saum
An ihrem grünen Seidenkleide;
Mein Bettelsack, tanz mit den Reigen,
Schwing dich hinauf zum tollen Ritt!
O Birke, wieg auf deinen Zweigen
Mein armes Ränzel freundlich mit!

Was macht mein junges Bettlerherz
Der Haide grüner Glanz so traurig?
Was bittelt es und was begehrt,
Was weht durch mich so süß und schaurig?
Rasch möchte ich in den Himmel greifen
Und meine Lippen zucken leis —
O könnt ich singen oder pfeifen
Was mir im Blute gärt so heiss!

O traute Birk'! im Morgenstrahl
Sah ich am Quell mein Mädchen stehen,
Dann aber froh aus unserm Tal
Mit Wanderschritten eilend gehen;
Sie ist dies Jahr so schön geworden,
Ich sahs mit süßem Schrecken ein!
Was aber soll bei Bettlerhorden
Der reichen Schönheit Prunk und Schein?

Beschränke dich, du eitle Braut!
Was schiert dich all dies stolze Blühen?
Umsonst! mich will die fremde Lust
Weit in die goldne Ferne ziehen!
O süsse Schwester Birke, senke
Mein Säcklein wieder mir herab,
Und einen deiner Äste schenke
Mir noch zum Wanderbettelstab! (XV, 1/8f.)

«Der junge Bettler» erinnert von der Grundsituation her an Eichendorffs Taugenichtsnovelle. Hier wie dort erklingt der Erweckungsruf des Frühlings, unwiderstehlich verlockt die goldene Ferne zum Aufbruch, hier wie dort auch ist das Mädchen, dem die Liebe des bewegten Wanderers gehört. Aber da ist doch ein wesentlicher Unterschied: Eichendorffs Taugenichts jauchzt vor Lust

und singt aus voller Seele und frischer Brust; die Herzen fliegen ihm zu, der Müllerssohn wird aufgenommen in die Gesellschaft der Adligen und erhält ein Schösschen, und alles wird gut. Kellers Taugenichts aber ist ein Bettler. Eine rätselhafte Hemmung seines Wesens hindert sein Innerstes, sich lustvoll und unmittelbar auszuschwingen; der Frühlingsglanz und auch das schöne geliebte Mädchen erfüllen ihn mit Schmerz und süßem Schrecken. Es reisst ihn dann doch fort in die goldne Ferne, aber es bleibt ein Schatten, ein geheimer Makel: Der Kellersche Taugenichts ist ein vom Schönen begeisterter, beseelter poetischer Mensch, aber er ist ein Bettler, ein Aussenseiter, der ausgestossen ist aus der Gesellschaft der Ordentlichen.

Das tiefe Leid des Ausgeschlossenseins geht durch die Dichtung des jungen Gottfried Keller, das schmerzliche Gefühl, das Leben verfehlt zu haben, ein unbrauchbarer Tor zu sein.

Und so war ich, ein Knabe noch, zum Mann!
Zum Mann? — O ein verlornen Sohn bin ich,
Der all sein Sein verprasst, eh es begann! (XIII/93)

So heisst es im frühen Zyklus «Eine Nacht».

Das Wesen des Eichendorffschen Taugenichts ist geprägt durch den unwillkürlichen Drang nach Freiheit und Ungebundenheit, durch die Unabhängigkeit von allem äusseren Zwang einer normalisierten Welt. Diese Freiheit ist bei Keller fragwürdig geworden. Auch Heinrich Lee ist ein Taugenichts. Wegen eines harmlosen Streiches wird der Vierzehnjährige aus der Schule gewiesen und ist nun mit einem Mal in völliger Freiheit. Aber diese Unabhängigkeit, dieses Sich-selbst-Überlassensein ist ihm nicht erwünscht, weil er erkennen muss, dass er diesem Zustand nicht gewachsen ist. Die Schule, welche die Bildung vermittelt, erscheint ihm nun als ein reicher Garten hinter einem verschlossenen Gitter, wie dem Taugenichts des Gedichts der Hyazinthengarten. So ist auch Heinrich der Taugenichts, der Ausgeschlossene und Ausgestossene.

Nach dem Ausschluss aus der Schule will Heinrich Maler werden, den Künstlertraum verwirklichen, ohne eigentliche Schulung, einfach aus sich selbst heraus. Aber gleich nach den ersten Versuchen muss er ein totales Misslingen feststellen, und er gerät an die Grenze der Hoffnungslosigkeit. Er kommt sich nun selbst vor «wie ein wirklicher Taugenichts, mit welchem wenig anzufangen» ist (III/229). Hier verwendet Heinrich zum ersten Male den Namen Taugenichts für sich, der die Künstlerlaufbahn ohne Ausbildung, ohne Ordnung und Zucht unternimmt und in der er immer wieder versagt; der Taugenichts ist der hinausgeworfene Versager. Der Staat ist nach der Meinung des Autors mitschuldig an Heinrichs Entwicklung, durch die übertriebene Strenge

seines Eingriffes hat er mitgeholfen, ihn zum Taugenichts werden zu lassen. Das ist aber doch nur die halbe Wahrheit; denn Keller holt nicht aus zu einer Gesellschaftsanalyse oder -kritik. Er geht vielmehr an eine Untersuchung dieses besonderen Menschen, um dann zu der Erkenntnis zu gelangen, dass die Taugenichts-Natur tief in Heinrichs Anlage begründet ist und zu seinem Wesen gehört. In Heinrich wirkt und arbeitet eine unentwegt schaffende Phantasie; eine ungezügelte schöpferische Einbildungskraft, die in voreiliger Erfindungslust und völliger Selbstherrlichkeit Welten nach eigenem Gesetze schafft. Die wirkliche Welt genügt Heinrich nicht; die von seiner dämonischen Phantasie geschaffene wird für sein Ich wichtiger und wirklicher als die reale Lebenswelt. Heinrich wird zum Taugenichts, weil er sich in seiner selbstgeschaffenen Welt einschliesst und dadurch mit der normalen, der bürgerlichen und staatlichen Welt in Konflikt gerät.

Als der junge Held von seinem ersten Landaufenthalt nach Zürich zurückkehrt, schwebt die verlassene Gegend wie ein Paradies vor seiner Seele. Was auf das Leben in dieser paradiesischen Welt folgt bis zum Ende des Münchner Aufenthaltes, das ist eine lange Entwicklung, die sich aus der Sicht der normalen, bürgerlichen Welt als eine Reihe sich fortsetzender Misserfolge darstellt, als ein ständig erneutes Versagen und das schliessliche Scheitern der Künstlerlaufbahn. Nach seiner ersten Feststellung, er sei ein Taugenichts, nimmt er seine Zuflucht zu Gott und bittet ihn flehentlich, ihm um seiner armen Mutter willen zu helfen. In München aber, nach der Feststellung des völligen Scheiterns, beginnt er über seine Lage und über sich selbst «nach der inneren Seite hin» (VI/61) nachzudenken, und dann beginnt er, die Geschichte seines bisherigen Lebens und Erfahrens aufzuschreiben. Dieser Rechenschaftsbericht bedeutet eine Wende in seiner Entwicklung.

Der gescheiterte Taugenichts schreibt seine Jugendgeschichte und blickt sehnsüchtig zurück in ein Traumland, in ein Inseldasein der Glückseligen. Diese Rückschau ist voll von Gartenheimweh. An viele Gärten erinnert er sich; der schönste und bedeutungsträchtigste ist der Garten der Judith, die ja auch die wichtigste Frauengestalt des Romans ist. Man müsste eigentlich von den Gärten der Judith sprechen, denn wo immer sie erscheint, verdichtet sich die Umgebung zum Garten. Judith verbindet in sich den Zauber der romantischen Verföhlerin mit der vollkommenen Schönheit antiker Form. Das Zusammensein mit ihr verschafft Heinrich immer ein namenloses Glück, in dem er sich ausserhalb der Zeit fühlt und Erfüllung im Augenblick erlebt. Da wird er zum fahrenden Helden und poetischen Taugenichts. Als solcher erlebt er die unvergleichliche Szene, wo die nackte Judith aus dem rauschenden Wasser des Waldbaches emporsteigt und ihre Gestalt im Mondlichte «wie fabelhaft vergrössert und ver-

schönt, gleich einem überlebensgrossen alten Marmorbilde» erscheint (XVIII/88). Hier wird der Roman zum Mythos, Judith enthüllt sich als mythisches Wesen, als eine lebendig gewordene antike Venus-Gestalt, neugeboren aus dem strömenden Wasser. Wie von selbst ergibt sich der Zusammenhang mit dem romantischen, Eichendorffschen Mythos von der lebendigwerdenden Venus-Statue, die dem jugendlichen, im Frühling ausziehenden taugenichtshaften Florio erscheint und ihn verzaubert. Aber es besteht ein grosser Unterschied zwischen der Eichendorffschen und der Kellerschen Gestalt. Eichendorffs Venus ist eine dämonische Verführerin, die an unschuldigen jungen Menschen ihr teuflisches Blendwerk ausüben will. Ganz anders Judith: sie ist eine Wohltäterin, die dem Manne höchstes Glück verschaffen könnte, jene wahre Erfüllung, die Heinrich verfehlt.

Die Gärten sind, bei Eichendorff wie bei Keller, Paradieses-Metaphern. Bei Eichendorff sind diese nur im religiös-christlichen Zusammenhang verstehbar, als Vorahnung des Himmelreiches, welches das Ziel der unendlichen Reise der Poetischen ist; ein Zukunftsparadies also, das dem lebenden Menschen nicht erreichbar ist. Bei Keller ist dieses paradiesische Ziel diesseitig geworden, aber deswegen nicht weniger verlockend. Die Fernen und die Ziele sind trotz ihrer Diesseitigkeit unerreichbar geblieben. Der Venusgarten der Judith, wo er als halber Knabe noch den von ihr angebissenen Apfel empfangen, wird zum Sehnsuchtsziel, zum nie mehr erreichbaren Ort namenlosen Glückes, das er verfehlt hat, vor dem er scheu zurückgewichen ist, weil er ihm nicht gewachsen war, und an das er mit unstillbarer Sehnsucht zurückdenkt. Ähnlich ergeht es ihm mit der Erinnerung an Dortchen Schönfund. Auch die ferne Heimat erscheint dem Glücklosen wie ein Traumgarten, den er in den schönsten Farben leuchten und glänzen sieht. Als er dann aber zurückkommt in die wirkliche Heimat, dann ist diese das prosaische Zürich des 19. Jahrhunderts, und der erträumte Ort versinkt oder entschwindet in neue unerreichbare Ferne.

Unter dem Einfluss der gemachten Erfahrungen und vor allem des Grafen Dietrich vollzieht sich Heinrichs Wandlung; er fasst den Entschluss, einen bürgerlichen Beruf zu ergreifen und in den Staatsdienst einzutreten. Damit ordnet er sich ein in die diesseitige politische und soziale Ordnung. Der Taugenichts Heinrich ist nicht mehr der glückliche Günstling Gottes, der seine Sache aufs beste bestellt, er ist der kummervoll umhergeworfene Mann (V/24), der Scheiternde als Künstler wie als Taugenichts. Wenn er sich dann einordnet in die normale, wirkliche Welt, ist er nicht mehr der Taugenichts, sondern Bürger. Aber er und die Bürger, mit denen er arbeiten muss, sind auch nicht mehr «die Trägen, die zu Hause liegen», sondern die verantwortungsbewussten Träger des Staates.

Nun ist nicht zu übersehen, dass der scheiternde Taugenichts mit seiner Wandlung zum Bürger Wesentliches preisgegeben hat: seine Zauberkraft, die Welt poetisch zu verwandeln, ist geschwunden; die beglückende Liebeskraft ist erloschen; der Wanderer ist sesshaft geworden, und in seinem Wesen ist ein melancholisch resignativer Zug vorherrschend geworden; er verbringt die Zeit «ohne Unruhe, aber auch ohne Hoffnung eines frischern Lebens» (VI/308). Trotz dem beruflichen Erfolg regt sich zuweilen der Wunsch, «gar nicht mehr da zu sein» (VI/309). Erst die Rückkehr Judiths rettet ihn von einem schwarzen Pessimismus und gibt seinem Leben neuen Sinn und ein nachsommerliches Glück. Und erst jetzt erweist sich der Sinn des Ganzen, der vielfältigen Geschehnisse und Irrwege, die Heinrich erlitten und durchwandert hat. Er ist gewiss ein Taugenichts und ein Wanderer, aber seine Wanderschaft bleibt nicht ein freies unendliches Reisen nach einem letztlich unerreichbaren Ziel; es ist die Wanderschaft eines Suchers, der trotz seiner Sehnsucht nach unerreichbaren Traumgärten ein irdisches, diesseitiges Ziel sucht und schliesslich findet. Die Wanderschaft endet mit der bewussten Einfügung in die Ordnung der menschlichen Gemeinschaft, mit der Übernahme von Pflicht und Verantwortung. Das geschichtslose Abenteuer des Wanderdaseins mündet ein in den Strom des Geschichtlichen, in die Geschichte des Vaterlandes, an der er nun mitgestaltend arbeitet.

Das Taugenichtsthema lässt Gottfried Keller nicht los, es kehrt wieder in seinem novellistischen Werke. Gleich die erste Novelle des ersten Bandes der «Leute von Seldwyla», «Pankraz der Schmoller», ist die Geschichte eines Taugenichts, der nichts tut, nichts lernt und nichts kann als auf eine sehr künstliche und ausgebildete Art schmollen, womit er seine Mutter, seine Schwester und sich selbst quält. Er ist ein verschlossener, ganz ins eigene Innere gewendeter Mensch, ein Tagträumer, der in seinen selbstgesponnenen Illusionen und Phantasiegebilden lebt, die ihm wichtiger und schöner sind als die Wirklichkeit. Aber er ist gar nicht mehr der frohgemute Günstling Gottes, der in die Welt zieht, um sich deren Wunder zeigen zu lassen. Er taugt zu nichts und leidet darunter, er ist der Taugenichts mit dem schlechten Gewissen. Das nagende Gefühl, dass er sein Essen nicht verdiene, treibt ihn schliesslich auf die Wanderschaft; es ist die wohl ausgedehnteste Wanderung, die je ein Taugenichts unternommen, sie führt ihn über Meere und durch Kontinente. Aber trotz ihrer ungewöhnlichen Länge ist sie nicht die unendliche Reise des romantischen Taugenichts, der unentwegt und unverändert immer wieder neu aufbricht, es ist eine Wanderschaft der Selbstgestaltung und Selbstverwandlung, die sich allmählich einem bestimmten Ziele zuwendet, das sie dann auch erreicht. Der Taugenichts Pankraz beginnt zu arbeiten und sich an eine feste, ausser ihm liegende

Ordnung und Regelmässigkeit zu halten; er übt sich ein, die wirkliche Welt anzunehmen und in ihr mit «lautloser Pünktlichkeit und Aufmerksamkeit» (VII/33) zu wirken. Er nimmt sich schon bald vor, selber heimzukehren und seine «erworbene Arbeitsfähigkeit und feste Lebensart in der Heimat zu verwenden» (VII/34). Damit hat seine Wanderung bereits ihr Ziel erhalten, und zwar ein endliches und konkretes Ziel.

Nun träumt aber auch Pankraz wie seine romantischen Kollegen seine Paradiesesträume. Er sucht das verlorene Paradies in den Sonnenuntergängen, denen er sehnsuchtsvoll zuschaut, oder im blühenden Kartoffelfeld unter dem blauen Himmel. Besonders aber findet er in der kosmischen Ordnung der Bewegungen der Gestirne höchste selbstzweckliche Schönheit.

Das verlockendste Paradies jedoch entsteht für Pankraz im Haus und in den Gärten des Gouverneurs, als dessen Tochter Lydia aus Irland ankommt, «ein wohlgestaltetes Frauenzimmer von grosser Schönheit» (VII/37). In ihrer Nähe ist ihm von Grund auf wohl und heimatlich zumute wie dem Grünen Heinrich in Judiths Garten. Aber er wird jäh aus seinen Träumen gerissen, als er entdecken muss, dass er, vom Schein betrogen, einem in seiner Phantasie entstandenen schönen Luftgebilde zum Opfer gefallen ist. Nun zerreisst der Schleier der Illusion, und Pankraz erkennt in Lydia ein eitles und selbstsüchtiges Wesen, das er unter bitteren Tränen der Enttäuschung eine schlechte Gans schildert. Damit ist die Rückkehr aus dem selbstgeschaffenen Paradies in die Wirklichkeit vollzogen und eine wichtige Etappe der Wanderschaft zurückgelegt. Die Wandlung wird aber erst vollendet mit dem Löwenerlebnis, wo die Liebe zum Leben über alle Schmollerei und falsche Sehnsucht die Oberhand behält und triumphiert. Jetzt gelangt die lange Wanderschaft zu ihrem Ziele, das sie schon lange angestrebt: Nachdem er Mutter und Schwester seine Geschichte erzählt hat, verlässt er «mit ihnen das Städtchen Seldwyla und zog in den Hauptort des Kantons, wo er Gelegenheit fand, mit seinen Erfahrungen und Kenntnissen ein dem Lande nützlicher Mann zu sein und zu bleiben, und er ward sowohl dieser Tüchtigkeit als seiner unverwüthlichen ruhigen Freundlichkeit wegen geachtet und beliebt; denn nie mehr zeigte sich ein Rückfall in das frühere Wesen» (VII/80).

Gottfried Keller lässt auch den zweiten Band seiner Seldwyler Novellen mit einer Taugenichts-Novelle beginnen. Hier ist es die Geschichte vom armen, arbeitslosen Schneider, der zum falschen Grafen wird. Am Anfang sieht ihn der Leser auf einsamer Wanderschaft, auf die er durch das Falliment seines Seldwyler Meisters getrieben worden ist. Er hat zwar keinen Rappen in der Tasche, aber sein eleganter Radmantel verleiht ihm ein romantisches Aussehen, und tief in seiner Seele schlummert der sehnsüchtige Traum von einem schöneren, erfüllenden Dasein. Er ist der Betteljunge vor dem goldenen Gittertor, hinter dem

im Paradiesgarten die duftenden Hyazinthen blühen. Und nun gewährt ihm eine Reihe von Zufällen die Möglichkeit, die Rolle des romantischen Grafen zu spielen und damit in ein poetisches Dasein zu gelangen. Er spielt den Grafen mit grösster Begabung, weil es die Rolle seines heimlichen Traumes ist. Einer der Höhepunkte seines Grafendaseins ist die Szene seiner Verlobung mit Nettchen: «Er bedeckte ihre glühenden Wangen mit seinen fein duftenden dunklen Locken und sein Mantel umschlug die schlanke, stolze, schneeweisse Gestalt des Mädchens wie mit schwarzen Adlerflügeln; es war ein wahrhaft schönes Bild, das seine Berechtigung ganz allein in sich selbst zu tragen schien» (VIII/37). Das ist eine hochpoetische Szene, die unmittelbar an die Rede des Grafen Leonhard am Ende von Eichendorffs Taugenichts-Novelle erinnert: «Die Liebe — darüber sind nun alle Gelehrten einig — ist eine der couragiösesten Eigenschaften des menschlichen Herzens, die Bastionen von Rang und Stand schmettert sie mit einem Feuerblicke danieder, die Welt ist ihr zu eng und die Ewigkeit zu kurz. Ja, sie ist eigentlich ein Poetenmantel, den jeder Phantast einmal in der kalten Welt umnimmt, um nach Arkadien auszuwandern» (II/429). Diesen seligen Mantel schlägt hier der Taugenichts Strapinski um sich und Nettchen, die andere Welt rings um sie geht unter, und sein arkadischer Traum erfüllt sich für Augenblicke: sie treten ein ins Paradies. Und noch nach der Katastrophe der Entlarvung und der schlimmeren der Todesbereitschaft in eiskalter Winternacht, wie auch mitten im Glücke der Versöhnung, hat Strapinski immer noch den taugenichtshaften Wunsch nach dem Entschwinden in eine romantische Ferne.

Aber Nettchen will «keine Romane mehr!» Und unter ihrem bestimmenden Einfluss beginnt Strapinskis Wandlung sich zu vollziehen: Aus dem falschen Grafen und Taugenichts wird der Marchand-Tailleur und Tuchherr in Seldwyla, aus dem romantischen Mantelträger wird der stattliche Familienvater, der beinahe gar nicht mehr träumerisch-romantisch aussieht, aus dem wandernden Poetischen wird der sesshafte Bürger, der in eine feste Gemeinschaft eingeordnet und bereit ist, in ihr Verantwortung zu übernehmen. Diese Wandlung vom wandernden Poetischen zum bürgerlichen Unternehmer ist die eigentliche Pointe dieser Novelle.

Am Einzelfall Strapinski wird die geistesgeschichtliche Wende von der Romantik zum diessetsgerichteten Realismus offenbar.

Indessen wandert die liebenswerte Gestalt des Taugenichts weiterhin unentwegt durch das Werk von Gottfried Keller. Der Oberst Salomon Landolt, der anlässlich der Klotener Truppenschau ein allerschönstes Frauenzimmer, genannt der Distelfink, nach siebzehn Jahren zum ersten Male wiedersieht, ist ein reifer Mann in der Vollkraft seines Lebens und übt bereits seit zwei Jahren

das verantwortungsvolle Amt eines Landvogts aus. In den fünf Liebesgeschichten seiner Jugend aber, die er vor dem geplanten Schätzekongress in Greifensee seiner Haushälterin erzählt, erscheint ein ganz anderer Salomon Landolt: ein junger, leichtsinniger Taugenichts. Sein damaliges Leben war unsted und planlos; trotz verschiedenen Studien und Auslandsaufenthalten brachte er es zu keinem Abschluss, weil das geordnete Studieren und planmässige Arbeiten seinem ungebundenen Geist und wilden Jugendmute immer wieder zu langweilig wurde. Liebenswürdigkeit und Sorglosigkeit, unverkennbare Wesenszüge des Taugenichts, waren ihm eigen, so wie auch er ein heimlicher Künstler war, ein begabter Zeichner und Maler, doch fehlte ihm die Ausdauer für eine folgerichtige Ausbildung, und er bleibt ein liebenswürdiger Dilettant. Etwas Dilettantisches war auch seinem Lieben und seinem Werben um schöne junge Damen eigen; er betrieb dieses Geschäft ohne ganzen Ernst, wie ein Experiment und Spiel und traute sich wohl eine dauernde Bindung gar nicht zu. Und wenn es nach dem Distelfink-Abenteuer heisst: «Da war Landolt einen halben Tag lang etwas bekümmert; dann schüttelte er den Verdruss von sich und hielt heiteren Angesichts dafür, er sei einer Gefahr entronnen» (IX/181), so gilt das wohl für die übrigen Abenteuer auch. Eine Ausnahme bildet natürlich die Beziehung zu Figura Leu, die für ihn schicksalhafte Bedeutung gewann und wohl sein ganzes Glück gewesen wäre.

Diese Geschichten vom jungen Taugenichts Salomon Landolt sind längst vergangen; in einer über zehnjährigen Entwicklung ist er zu dem geworden, was er jetzt, in der Gegenwart der Haupthandlung, ist: der zweiundvierzigjährige Landvogt von Greifensee, ein erfahrener und tüchtiger Verwaltungsmann und Richter, der Gerechtigkeit und Strenge mit unerschütterlicher Freundlichkeit verbindet. Aber die Jugendgeschichten bilden den notwendigen Hintergrund, von dem aus erkennbar wird, wie sehr das ruhige, reife Glück der Gegenwart das Ergebnis einer bewussten und entsagungsreichen Arbeit Salomons an sich selbst, wie sehr es seine eigene Leistung ist. Während des Mittagessens, mitten in der Geselligkeit einer schönen Gegenwart, erzählt Landolt den Damen die Geschichte vom Blutgericht von Greifensee (im Mai 1444), wo am Ende sechzig Unschuldige hingerichtet in ihrem Blute lagen. Aus dem Abgrund der geschichtlichen Vergangenheit steigt die Kunde von dämonischer Grausamkeit, welche die schöne Menschlichkeit immer wieder bedrohen kann; diese ist daher nie selbstverständlich, sondern immer neu vom Menschen zu schaffen. Zu Landolts Reife gehört sein Bewusstsein von der Geschichte, von den gefährlichen Kräften in der Geschichte und der Brust des Menschen. Dieses Bewusstsein gehört zu der Verantwortung, die Landolt im Staate und seiner geschichtlichen Entwicklung zu tragen bereit ist.

Immer wieder stellt Gottfried Keller die für ihn notwendige Wandlung des Taugenichts dar als eine Umwandlung zum Menschen, der sich einfügt in eine Gemeinschaft, in die Ordnung des Staates, in die wirkliche geschichtliche Welt. Auch bei ihm ist der Taugenichts ein Wanderer, aber gerade an der Gestaltung dieser Wanderschaft lässt sich die Wandlung des Taugenichts ablesen: die anfangs planlose Wanderschaft richtet sich allmählich auf ein Ziel, das nach vielen Um- und Irrwegen schliesslich doch erreicht wird; denn dieses Ziel befindet sich nicht in unbekanntem romantischen Welten, sondern in den Grenzen der irdischen Welt, in der festgefügt Ordnung menschlicher Beziehungen, in dem von Menschen geformten Staate. Die Wandlung erscheint als eine schwer errungene, selbständige persönliche Leistung des betreffenden Menschen; in ihr ereignet sich immer, wo sie vollzogen wird, die Abwendung von jenseitigen Idealen, welche als Trugbilder erkannt werden, und die bewusste und entschlossene Zuwendung zum Diesseitigen mit seinen Aufgaben; und damit verbindet sich immer auch die Bereitschaft zu deren Mitgestaltung, das Bekenntnis zum Ethos der Endlichkeit.

Das Ende des Taugenichts-Daseins bedeutet auch das Ende der Wanderschaft als Selbstzweck, als unendliches Reisen, nicht aber des Wanderns überhaupt. Nur den Zweifellosen fehlt der Wanderstab. Der innerlich bewegte Mensch bleibt, auch bei äusserer Sesshaftigkeit, ein Wanderer nach immer neuen Lebensformen. Die Seele kommt nicht zur Ruhe, solange sie lebt. Erst mit dem Tode wird das anders:

Fallen einst die müden Lider zu,
Löscht ihr aus, dann hat die Seele Ruh;
Tastend streift sie ab die Wanderschuh,
Legt sich auch in ihre finstre Truh. («Abendlied», 2. Str.; I/40)

Das wäre nun also das Ende, das Verlöschen in finsterner Truh? So scheint es; mit der Aufgabe des Unsterblichkeitsglaubens wird die Erde zum einzigen Vaterland des Menschen. Gerade der Gedanke an das absolute Ende lässt dieses irdische Vaterland schöner und glühender erscheinen. «Das Licht der Sonne schien ihr tausendmal schöner als andern Menschen, das Dasein aller Dinge wurde ihr heilig, und ebenso der Tod, den sie sehr ernsthaft nimmt, ohne ihn zu fürchten. Sie gewöhnte sich, zu jeder Stunde an ihn zu denken, mitten in der heiteren Freude und im Glücksgefühl, und dass wir einst ohne allen Spass und für immer abscheiden müssen» (VI/204). So heisst es von Dortchen Schönfund, welche nie an Gott und Unsterblichkeit geglaubt hat. Diese Überzeugung geht vom «Grünen Heinrich» an durch Kellers Werk.

Der junge Gottfried Keller, der sich noch am Unendlichkeits- und Unsterblichkeitsglauben berauschte, sah in den Sternen Zeugen der Unsterblichkeit:

Heilig ist die Sternenzeit,
Öffnet alle Grüfte;
Strahlende Unsterblichkeit
Wandelt durch die Lüfte.

Mag die Seele nun bislang
Andern Zonen scheinen,
Hier fühl ich Zusammenhang
Mit dem All und Einen! («Unter Sternen», 2. u. 3. Str.; I/11)

Die Liebe zu den Gestirnen bleibt ihm erhalten auch nach seiner Bekehrung; er verleiht sie dem jungen Taugenichts Pankraz, der in ihren Bahnen den Ausdruck der grossen kosmischen Ordnung erschaut. Heinrich Lee erfährt seine entscheidende Wandlung zum neuen Denken im Grafenhouse unter dem Einfluss des Grafen Dietrich und seiner schönen Pflgetochter. Mitten in einem der zahlreichen Gespräche tritt er schweigend an ein Fenster, wo er «die Sterne des grossen Wagens ihren stillen Weg fahren sah» (VI/236). Der grosse Wagen muss Gottfried Kellers besondere Liebe besessen haben, denn sein Auge folgt ihm lange Jahre, und er lässt ihn wiedererscheinen in einem späten Gedichtsentwurf, in dem sich der alte Dichter anbetend dem mächtigen Sternbild zuwendet. Er empfiehlt ihm seine Seele; und ist er selber alt und müde, so ist die Seele, schuldlos wie ein Kind, wieder jung geworden, befreit von der Last des Alters. Jung wie der Taugenichts, der sich auf die grosse Wanderschaft begibt, geht sie auf die letzte grosse Reise; erst jetzt ganz ein Günstling Gottes, der sie auf der Deichsel seines Wagens mitreisen lässt — hinüber. Und wenn der alte Dichter späht, wohin die Fahrt geht... und dann plötzlich abbricht, ist es nicht, als ob diese Reise nun doch zu einer unendlichen Reise in das Himmelreich werde, in eine strahlende Unsterblichkeit?

Heerwagen, nächtig Sternbild der Germanen,
das du fährst
mit stätig stillem Zuge über den Himmel
Vor meinen Augen deine herrliche Bahn
Vom Osten aufgestiegen alle Nacht!
O fahre hin und kehre täglich wieder,
Sieh meinen Gleichmut und mein treues
Auge, das dir folgt so lange Jahre,
Und bin ich müde, o so nimm die Seele,

die so leicht an Wert doch auch an
üblem Willen, nimm sie auf und lass sie
mit dir reisen, schuldlos wie ein Kind,
das deine Strahlendeichsel nicht beschwert,
hinüber — Ich spähe weit, wohin wir
fahren.

(XV, 2/194)

Zitiert nach:

Gottfried Keller, Sämtliche Werke, hist.-krit. Ausgabe, Hrsg. Jonas Fränkel und Carl Helbling;
Joseph von Eichendorff, Werke und Schriften, zweiter Band, hrsg. von Gerhard Baumann in
Verbindung mit Siegfried Grosse.

Gottfried-Keller-Bibliographie

Eine Fortsetzung der Bibliographie für die Jahre 1985 und 1986 erscheint im
Jahresbericht Nr. 55/1986 (ed. 1987).

Vierundfünfzigster Jahresbericht der Gottfried Keller-Gesellschaft

1. Januar bis 31. Dezember 1985

1. *Vorstand:* Am 19. Juli 1985 ist in Glattfelden unser Vorstandsmitglied Roger F. Schmutz, Gemeindepräsident von Glattfelden, gestorben. Er hat dem Vorstand seit 1975 angehört. Wir werden ihm ein ehrendes Andenken bewahren.

2. *Bericht des Quästors:*

Die Rechnung für das Jahr 1985 zeigt, auszugsweise wiedergegeben, folgendes Bild:

Vermögen am 31. Dezember 1984		Fr. 5 872.18
zuzüglich Einnahmen pro 1985	Fr. 9 360.95	
abzüglich Ausgaben pro 1985	Fr. 9 478.85	
Ausgabenüberschuss		Fr. 117.90
Vermögen am 31. Dezember 1985		<u>Fr. 5 754.28</u>

Der Mitgliederbestand Ende 1985 betrug 239, gegenüber 250 im Vorjahr (10 Austritte, 6 Todesfälle und 5 Neueintritte). Die Mitgliederbeiträge ergaben Fr. 7129.55, sie sind damit um Fr. 298.75 geringer als im Vorjahr.

Wie in früheren Jahren sind von der Stadt und dem Kanton Zürich Subventionen von je Fr. 400.—, somit total Fr. 800.—, eingegangen. Fortan erhöht sich die Subvention der Stadt Zürich in verdankenswerter Weise auf Fr. 1000.— im Jahr. Die freiwilligen Beiträge haben sich von Fr. 240.— im Vorjahr auf Fr. 150.— reduziert. Die Zinseinnahmen erhöhten sich von Fr. 173.55 auf Fr. 212.60.

3. *Historisch-kritische Ausgabe und Volksausgabe von C. F. Meyers Werken in 15 Bänden:*

Gedichtbände: Nach Bericht des Herausgebers, Herrn Prof. Dr. Hans Zeller, Fribourg, wird er den Rest des Druckmanuskripts zu Band 6 dem Verlag im Februar 1986 druckfertig übergeben können. Inzwischen gehen die Arbeiten an Band 7 (Nachlassgedichte) weiter. Dem Band 7 wird, wie geplant, mit Band 5 der letzte zu edierende Band der Ausgabe folgen.

Prosabände: Unser Vorstandsmitglied Herr Dr. Rätus Luck hat nach jahrelanger Arbeit Band 15, den letzten Prosaband der Ausgabe, fertiggestellt. Der Band lag am Herbstbott 1985 vor. Dem Herausgeber gebührt für seine hervorragende Arbeit unser Dank.

Volksausgabe: Die Bände 2 und 7 der Volksausgabe können erst erscheinen, wenn die historisch-kritische Ausgabe abgeschlossen vorliegt. Die Mitglieder, welche die Volksausgabe bereits zum voraus bezahlt haben, werden jeweils durch eine Rückstellung in der laufenden Gesellschaftsrechnung berücksichtigt. Zur Zeit beträgt die Summe der Rückstellungen Fr. 2300.—. Damit können die Ansprüche der Bezugsberechtigten befriedigt werden. Der Vorstand bedauert es mit den Betroffenen, dass sich der Abschluss der Werkausgabe so lange hinzieht.

4. *Gottfried-Keller-Zentrum in Glattfelden:* Das Zentrum wurde vom 6.—9. September 1985 unter Leitung des Vizepräsidenten der Gottfried-Keller-Stiftung Glattfelden, Herrn Alt-Regierungsrat Albert Mossdorf, eingeweiht. Ansprachen hielten Herr Regierungspräsident Prof. Dr. Hans Künzi und Alt-Sekundarlehrer Hans Leuthold. Die Ausstellung haben Dr. Bruno Weber und stud. phil. I Elisabeth Büttiker aufs beste ausgestattet. Für die Mitglieder der Gesellschaft fand am 8. September 1985 eine besondere Führung statt. Die Feiern rund um das Zentrum wuchsen sich zu einem eigentlichen Dorffest aus.

5. *Das Herbstbott vom 27. Oktober 1985* wurde von 125 Mitgliedern und Gästen besucht. Der Referent, Herr Prof. Dr. Hans Jürg Lüthi, Universität Bern, sprach über das Thema «Der Taugenichts. Eine poetische Figur bei Gottfried Keller». Der Präsident konnte unserem Mitglied Dr. Emil Landolt, einst Stadtpräsident von Zürich, zum 90. Geburtstag gratulieren. Das Kurt-Lamprecht-Quartett spielte das Presto aus der Salzburger Sinfonie, Nr. 25, von Wolfgang Amadeus Mozart und Valse op. 54, Nr. 1, von Antonin Dvořak. — Im geschäftlichen Teil wurden Jahresbericht und -rechnung mit Dank an den Sekretär, den Quästor, die Revisoren und Frau Füglistaler genehmigt.

Hans Wysling

Zusammensetzung des Vorstandes

Präsident Prof. Dr. Hans Wysling
Alte Bergstrasse 165
8707 Uetikon am See

Vizepräsident Alt-Nationalrat Dr. Theodor Gut
Seestrasse 86
8712 Stäfa

Quästor Direktor
Dr. Hans J. Halbheer
Schweiz. Kreditanstalt
Hauptsitz
Postfach
8021 Zürich

Sekretär Prof. Dr. Egon Wilhelm
Postfach 474
8610 Uster 1

Alt-Direktor Hans Baer
Stuketenstrasse
8332 Rumlikon

Dr. Rätus Luck
Lilienweg 16
3007 Bern

Alt-Regierungsrat Albert Mossdorf
Schaffhauserstrasse 30
8180 Bülach

Dr. Werner Troxler
Ringstrasse 36
8126 Zumikon

Prof. Dr. Max Wehrli
Ebelstrasse 27
8032 Zürich

Alt-Stadtpräsident
Dr. Sigmund Widmer
Gloriastrasse 44
8044 Zürich

Korrespondenzadresse

Sekretär Prof. Dr. Egon Wilhelm
Postfach 474
8610 Uster
Tel. 01 941 37 25

Verzeichnis der Reden,

die an den Herbstbotten der Gottfried Keller-Gesellschaft gehalten wurden

- 1932: Prof. Dr. Fritz Hunziker, «Gottfried Keller und Zürich»
1933: Dr. Eduard Korrodi, «Gottfried Keller im Wandel der Generationen»
1934: Prof. Dr. Max Zollinger, «Gottfried Keller als Erzieher»
1935: Dr. Oskar Wettstein, «Gottfried Kellers politisches Credo»
1936: Prof. Dr. Paul Schaffner, «Gottfried Keller als Maler»
1937: Prof. Dr. Emil Staiger, «Gottfried Keller und die Romantik»
1938: Prof. Dr. Carl Helbling, «Gottfried Keller in seinen Briefen»
1939: Prof. Dr. Walter Muschg, «Gottfried Keller und Jeremias Gotthelf»
1940: Prof. Dr. Robert Faesi, «Gottfried Keller und die Frauen»
1941: Prof. Dr. Wilhelm Altwegg, «Gottfried Kellers Verskunst»
1942: Prof. Dr. Karl G. Schmid, «Gottfried Keller und die Jugend»
1943: Prof. Dr. Hans Corrodi, «Gottfried Keller und Othmar Schoeck»
1944: Dr. Kurt Ehrlich, «Gottfried Keller und das Recht»
1945: Dr. Fritz Buri, «Erlösung bei Gottfried Keller und Carl Spitteler»
1946: Prof. Dr. Charly Clerc, «Le Poète de la Cité»
1947: Prof. Dr. Hans Barth, «Ludwig Feuerbach»
1948: Dr. Erwin Ackerknecht, «Der grüne Heinrich, ein Buch der Menschenkenntnis»
1949: Prof. Dr. Max Wehrli, «Die Züricher Novellen»
1950: Prof. Dr. Gotthard Jedlicka, «Die ossianische Landschaft»
1951: Dr. Werner Weber, «Freundschaften Gottfried Kellers»
1952: Dr. Gottlieb Heinrich Heer, «Gottfried Kellers Anteil an der Schweizer Polenhilfe 1863/64»
1953: Prof. Dr. Fritz Ernst, «Gottfried Kellers Ruhm»
1955: Prof. Dr. Alfred Zäch, «Ironie in der Dichtung C. F. Meyers»
1956: Dr. Werner Bachmann, «C. F. Meyer als Deuter der Landschaft Graubündens»
1957: Prof. Dr. Ernst Merian-Genast, «Die Kunst der Komposition in C. F. Meyers Novellen»
1958: Prof. Dr. Werner Kohlschmidt, «C. F. Meyer und die Reformation»
1959: PD Dr. Beda Allemann, «Gottfried Keller und das Skurrile, eine Grenzbestimmung seines Humors»
1960: Prof. Dr. Lothar Kempfer, «Das Geheimnis des Schöpferischen im Wort Conrad Ferdinand Meyers»
1961: Prof. Dr. Maria Bindschedler, «Vergangenheit und Gegenwart in den Züricher Novellen»
1962: Prof. Dr. Albert Hauser, «Über das wirtschaftliche und soziale Denken Gottfried Kellers»
1963: Prof. Dr. Hans Zeller, «Conrad Ferdinand Meyers Gedichtnachlass»
1964: Dr. Friedrich Witz, «Das Tier in Gottfried Kellers Leben und Werk»
1965: Kurt Guggenheim, «Wandlungen im Glauben Gottfried Kellers»
1966: Dr. Albert Hauser, «Kunst und Leben im Werk Gottfried Kellers»
1967: Prof. Dr. Karl Fehr, «Gottfried Keller und der Landvogt von Greifensee»
1968: Prof. Dr. Wolfgang Binder, «Von der Freiheit und Unbescholtenheit unserer Augen — Überlegungen zu Gottfried Kellers Realismus»
1969: Prof. Dr. Emil Staiger, «Urlicht und Gegenwart»
1970: Prof. Dr. Hans Wysling, «Welt im Licht — Gedanken zu Gottfried Kellers Naturfrömmigkeit»

- 1971: Prof. Dr. Paula Ritzler, «Ein Tag kann eine Perle sein' — Über das Wesen des Glücks bei Gottfried Keller»
- 1972: Prof. Dr. Peter Marxer, «Gottfried Kellers Verhältnis zum Theater»
- 1973: Dr. Rätus Luck, «Sachliches studieren... 'Gottfried Keller als Literaturkritiker»
- 1974: Prof. Dr. Karl Pestalozzi, «Der grüne Heinrich', von Peter Handke aus gelesen»
- 1975: Prof. Dr. Louis Wiesmann, «Gothelfs und Kellers Vrenchen»
- 1976: Prof. Dr. Martin Stern, «Ante lucem — Vom Sinn des Erzählens in Gottfried Kellers 'Sinngedicht'»
- 1977: a. Ständerat Dr. Rudolf Meier, «Gottfried Keller — Zürcher Bürger in bewegter Zeit»
- 1978: Prof. Dr. Adolf Muschg, «Professor Gottfried Keller?»
- 1979: Prof. Dr. Peter von Matt, «Die Geisterseher'. — Gottfried Kellers Auseinandersetzung mit der phantastischen Literatur»
- 1980: Stadtpräsident Dr. Sigmund Widmer, «Die Aktualität Gottfried Kellers»
- 1981: Prof. Dr. Werner Weber, «Fontanes Urteile über Gottfried Keller»
- 1982: Prof. Dr. Gerhard Kaiser, «Gottfried Kellers Dichtung als Versteck des Dichters»
- 1983: Prof. Dr. Hans Wysling, «Schwarzschattende Kastanie' — Ein Gedicht von C. F. Meyer»
- 1984: Prof. Dr. Bernhard Böschstein, «Arbeit am modernen Meyer-Bild: George und Hofmannsthal als Richter seiner Lyrik»
- 1985: Prof. Dr. Hans Jürg Lüthi «Der Taugenichts — Eine poetische Figur bei Gottfried Keller»

